

Wie geht es nach Corona weiter?

Vielfach beginnen jetzt die Aufräumarbeiten nach den Monaten der Coronapandemie. Verzweifelt bemüht man sich um eine Rückkehr zur Normalität. Während die einen die schwierige Zeit möglichst schnell hinter sich lassen wollen, sind andere weiterhin um Sicherheit bemüht und raten eher zur Vorsicht. In dieser Spannung bahnt sich neues Ungemach an. Schauen wir uns zunächst einige der Folgen von Corona an:

Auswirkungen von Corona

Die Routinen waren ausgesetzt, normale Abläufe funktionierten nicht mehr. Das war zunächst ein Schock, denn nichts lief mehr wie immer. Aber dann hatte man sich daran gewöhnt. Vieles war auch bequemer (z.B. Zoom-Meetings, Zoom-Gottesdienste) und man stand nicht mehr so unter Druck wie vorher. Man konnte sich zurückziehen und einen gemüthlicheren Lebensstil pflegen - das tat gut. Die Frage ist nun: Will man diese Bequemlichkeit aufgeben und wieder einsteigen in das normale Getriebe des täglichen Wahnsinns mit seinen überfordernden Abläufen? Zumal nun spürbar ein Gerangel um die knappen Plätze an der Sonne losgeht: Wer ist zuerst wieder da, wer kann sich am schnellsten etablieren? Man will möglichst rasch aufholen und das, was man vermisste, nachholen. Der Mangel soll nun ausgeglichen werden nach dem Motto: mehr als vorher! Die Hektik nimmt spürbar zu.

Die Coronazeit nagte an der psychischen Stabilität vieler Menschen, Unsicherheit und Ängste nahmen zu. Man fühlte sich bedroht, aber die Bedrohung war nicht richtig greifbar. Man zog sich zurück, hielt Abstand, verlor aber dabei den Bezug zu sich selbst, der eigenen Umwelt, dem Leben. Eine erhöhte Vulnerabilität war in unserer Gesellschaft zu erkennen. Die Menschen waren schnell gereizt, oft auch aggressiv. Man kämpfte offensichtlich ums Überleben mit Rechtfertigen, Ausreden oder Forderungen - notfalls setzte man auch Ellenbogen ein.

Polarisierungen nahmen zu. Während die einen alles nicht so ernst nahmen oder sich aktiv gegen die einengenden Verordnungen wehrten, übertrieben die anderen die Vorsichtsmaßnahmen und waren nur ängstlich darauf bedacht, gesund zu bleiben. Die einen spotteten über die Ängstlichkeit der anderen, während diese sich über deren Leichtsinn beschwerten. Die beiden Gruppen schienen kaum Berührungspunkte zu finden. Es entwickelten sich zwei gegensätzliche Sichtweisen, die gegeneinanderstanden. Jede Gruppe suchte nach Bestätigung für ihre Meinung, man verschloss sich in seiner jeweiligen Blase und wiederholte stur die eigene Überzeugung. Eine wirkliche offene Auseinandersetzung fand nicht statt.

Aktuelle Informationen hatten kurze Verfallszeiten. Was heute mit Überzeugung vermittelt wurde, war morgen ganz anders und übermorgen bereits vergessen. Man wusste zuletzt nicht mehr, was galt, und gab schließlich resigniert auf. Die einzelne Mitteilung verlor an Bedeutung: wenn sowieso nicht klar war, was stimmte, musste ich mich um nichts mehr kümmern. Auch wichtige Informationen wurden auf diese Weise entwertet und alles war letztlich gleich gültig - oder gleich unwichtig. Die Presse und die sozialen Medien versuchten diese Entwertung aufzufangen, indem sie immer stärker die Bedeutung der Meldungen erhöhten, wobei vieles übertrieben aufgebauscht dargestellt wurde. Auch das führte zu einer Müdigkeit der öffentlichen Meinung gegenüber.

Gleichzeitig erwartete man aber auch Hilfe und Unterstützung von der Regierung oder den zuständigen Behörden. Die Politik und ihre Verwaltung sollte regeln und ausgleichen - auf jeden Fall den Einzelnen schützen und ihm Sicherheit vermitteln. Forderungen wurden

gestellt, jedoch gleichzeitig infrage gestellt oder als übertrieben abgelehnt. Alle sollten sich an die Regeln halten - man war jedoch schnell dabei, für sich selbst eine Ausnahme zu machen. Die Empfindlichkeit den eigenen Bedürfnissen gegenüber nahm zu, gleichzeitig nahm der Gemeinsinn, das Miteinander ab. Vieles wurde schnell sehr persönlich genommen und abgewehrt - gleichzeitig vom anderen gefordert.

War das die Krise?

Ich bin der Meinung, dass die Coronapandemie noch nicht die eigentliche Krise war, höchstens ein Vorbote. Wenn wir uns klarmachen, was eine Krise eigentlich ist, wird das deutlich: Eine Krise bezeichnet einen Endzustand: so geht es nicht weiter. Dabei fehlen die notwendigen Handlungsoptionen, um richtig reagieren zu können. Die Lage ist aussichtslos und existenziell bedrohlich. Eine grundsätzliche Entscheidung steht an, Kompromisse sind nicht mehr möglich. In dieser Entscheidung scheidet sich Altes vom Neuen. Was in die Krise geführt hat, muss ausgeschieden werden, damit Raum entsteht für völlig neue Möglichkeiten. Nach der Krise können wir nicht mehr dort weitermachen, wo wir aufgehört haben. Wir müssen einen völlig neuen Ansatzpunkt finden. Hat eine solche grundsätzliche Läuterung in der Coronazeit stattgefunden? Ich fürchte nicht. Vieles wurde aufgefangen und abgefedert (zumindest für die meisten Menschen in Deutschland). Die eigentliche Krise konnte abgewehrt werden, es kam nicht zu einem völligen Zusammenbruch der gesellschaftlichen Abläufe, es gab immer noch ausreichend Handlungsspielräume. Der Staat griff den Betroffenen mit viel Geld unter die Arme, Krankheitsanzeichen wurden schnell erkannt und abgemildert, immer gab es Hoffnung und eine Perspektive. Die Beeinträchtigungen des Einzelnen hielt sich (wenn wir ehrlich sind) in Grenzen. Wenn wir uns nur kurz vorstellen, wie bedrohlich eine Krise sein kann, müssen wir uns nur die Zeit zum Ende des 2. Weltkrieges vorstellen: Die älteren Mitmenschen haben in den letzten Wochen immer wieder darauf hingewiesen, wie existenziell schwierig diese Lage für alle Menschen in Deutschland war. Jeder musste nach einem neuen Ansatzpunkt suchen, sich neu orientieren, wieder auf die Beine kommen und seine Zukunft gestalten. Manchen gelang das nicht, sie waren gezeichnet von einem abgrundtiefen Schrecken und ohne Hoffnung und Perspektive. Das war eine echte Krise!

Stehen wir jetzt vor einer wirklichen Krise?

Wenn wir nun sehen, wie wackelig unser gesellschaftliches Miteinander geworden ist und wie stark die Eigeninteressen zugenommen haben, ist zu befürchten, dass wir auf eine größere Krise als Corona zusteuern. Wenn das Miteinander zerbricht, kämpft jeder nur noch für sich. Wenn wir nicht mehr miteinander reden und uns konstruktiv auseinandersetzen, um zu einer gemeinsamen Meinung zu kommen, wird die Blasenbildung zunehmen. Wenn die Angst wächst und gleichzeitig auch die Aggression, um mit der Angst fertigzuwerden, wird die Akzeptanz der demokratischen Regeln darunter leiden. Wenn ein abgrundtiefer Schrecken die Menschen lähmt, gibt es niemanden mehr, der Sicherheit garantieren kann. Die Möglichkeiten des Staates werden zunehmend beschränkt sein und seine Möglichkeit, das Schlimmste mit finanziellen Kompensationen auszugleichen, wird sinken. Irgendwann hat der Staat kein Geld mehr und auch nicht mehr die Autorität, die Menschen zu einem gemeinsamen Handeln zu bewegen. Was passiert dann? Wenn dann noch Bedrohungen von außen dazukommen, Terror, Umweltkatastrophen, Flüchtlingswellen usw., wird die Lage unkontrollierbar. Und genau das ist das Zeichen für eine echte Krise: Kontrollverlust, keine einfachen Lösungen mehr, niemand, der die Lage im Griff hätte und sagen könnte, wie die Probleme zu lösen sind.

Was ist nötig?

Wir müssen lernen - dringend -, mit unlösbaren, schwierigen Situationen umzugehen. Der Ruf nach dem starken Staat, nach einfachen Lösungen, die mich retten, kommen nicht infrage. Wir müssen lernen, damit umzugehen, dass die Umstände nicht ideal sind und uns vielleicht sogar schmerzvoll beeinträchtigen. Wir müssen lernen, positiv und optimistisch mit Schwierigkeiten umzugehen. Das bedeutet: Wir müssen stärker, flexibler und mutiger werden. Vieles müssen wir ertragen, weil wir es nicht ändern können - und trotzdem leben wir. Manches geht nicht so, wie wir es gern hätten, es gibt keine perfekten Abläufe mehr. Wir müssen lernen, mit dem Chaos zu leben, die Umstände mögen uns beeinträchtigen und begrenzen, aber sie zerstören uns nicht. Wir müssen das gute Leben mitten in ungunstigen Verhältnissen finden. Hier sind wir herausgefordert. Statt um das Problem zu kreisen, müssen wir Schritte entwickeln - vielleicht ganz kleine Schritte -, die uns voranbringen. Statt zu jammern, sollten wir das Positive entdecken und leben. Mitten im Kampf, der Auseinandersetzung und im abgrundtiefem Egoismus leben wir ganz neu die Werte von Gemeinsinn, Liebe und Freundlichkeit. Die Coronapandemie machte deutlich, wie stark wir auf analoge Beziehungen angewiesen sind, wie sehr wir den anderen brauchen und wichtig die persönliche Begegnung ist. Soziale Isolierung verstärkte die Krisensituation.

Für Christen ist das die Chance, sich ganz neu Gott zuzuwenden, der Beziehung anbietet. Von ihm bekommen sie die nötige Kraft, um herauszufinden, was wirklich wichtig ist. Das leben sie und dabei lassen sie sich nicht beirren. Im Buch des Predigers in der Bibel findet sich die Aussage: „Wenn des Herrschers Zorn wider dich ergeht, so verlasse deine Stätte nicht; denn Gelassenheit wendet großes Unheil ab“ (Prediger 10, 4).

Dies bedeutet, dass wir in den Kämpfen und Herausforderungen unserer Zeit nicht den wichtigen Platz in unserem Herzen verlieren. Dorthin begeben wir uns, wenn es um uns herum tobt. Dort finden wir Stille, Sicherheit - dort finden wir Gott.

Wir machen uns klar, dass unsere Zeit jetzt ist, wir sollten nicht warten, bis sich die Umstände verändern. Für diese Zeit wurden wir geboren, die Herausforderungen sind die Chancen für unser Leben. Statt uns selbst zu bedauern sind wir herausgefordert, uns zu stellen. Soziale Kompetenz ist gefragt, die Fähigkeiten, Brücken zum anderen zu schlagen, Verständnis zu zeigen und eigene Bedürfnisse sozialverträglich einzubringen, das Miteinander zu gestalten. Jetzt in der Krise zeigt sich, wer wir wirklich sind, bewährt sich unser Glaube. Da Gott ein Gott der Beziehung ist, befähigt er uns, beziehungsfähig zu sein. Wir sind in der Lage zur echten Begegnung mit Gespräch, Zuhören, Wertschätzung, Aufmerksamkeit, Lob und Respekt. Weil Gott barmherzig ist, können wir mit dem barmherzig umgehen, der so anders ist als wir selbst. Wir entlassen uns aus unseren Vorwürfen und wenden uns einander zu. Das können wir, weil Gott sich uns zuwendet. Wir können auch zu schwierigen Menschen Ja sagen, weil Gott zu uns Ja sagt. Wir sind vergebungsbereit und offen für einen grundsätzlichen Neuanfang - wo nötig, schließen wir Kompromisse. Wir können schwierige Situationen annehmen, weil Gott der Handelnde ist und alles im Griff hat. In seinem Auftrag und mit seiner Kraft übernehmen wir Verantwortung - für uns selbst, für andere Menschen und für unsere Gesellschaft. Wir fordern nicht, sondern wir geben - was wir selbst empfangen haben. Weil Gott für uns kämpft, können wir uns für andere einsetzen. Wir entwickeln den Mut, mündig zu reden, uns selbstbewusst zu zeigen, uns nicht ängstlich zu verbergen. Wir stellen uns der Krise und werden dadurch zu einem Zeichen der Hoffnung: Auch wenn alles drunter und drüber geht, ist nicht alles verloren: Gott regiert!

Johannes Stockmayer (www.bettina-johannes-stockmayer.de)